CLARE FURNISS

Hanser

DAS JAHR, NACHDEM DIE WELT STEHENBLIEB

Leseprobe für vorablesen.de

Das Buch

Gerade ist Pearl mit ihren Eltern umgezogen, damit Platz ist für das neue Baby. Da bricht, völlig unerwartet, ihre heile Welt zusammen: Die Mutter stirbt bei der Geburt der kleinen Rose. Und Pearl ist mit ihrem Stiefvater allein. Das heißt, nicht ganz allein, denn da ist ja noch das Baby – der Eindringling, der schuld ist am Tod ihrer Mutter. Es dauert seine Zeit, bis Pearl lernt, mit ihrer Trauer umzugehen und sich gestatten kann, zurück ins Leben zu finden. Zurück zu ihren Freunden. Sich vielleicht sogar zu verlieben. Und Rose als Teil ihrer neuen Familie zu akzeptieren … Ein Jugendbuch, das herzzerreißend ehrlich, aber auch voller Witz und Leichtigkeit von Freundschaft, Liebe und vom Erwachsenwerden erzählt.

Die Autorin

Clare Furniss studierte an der Cambridge University und arbeitete mehrere Jahre in der politischen Öffentlichkeitsarbeit. Heute lebt sie in Bath und beendet gerade ihren Master im kreativen Schreiben von Kinder- und Jugendliteratur an der Bath Spa University. *Das Jahr, nachdem die Welt stehen blieb* ist ihr erstes Buch.

Clare Furniss
Das Jahr, nachdem die Welt stehen blieb
Aus dem Englischen von Andrea O'Brien
272 Seiten. Gebunden mit Schutzumschlag
€ 16,90 [D]. Erscheint am 28.07.2014
ISBN 978-3-446-24626-3. Auch als E-Book

www.hanser-literaturverlage.de

HANSER

CLARE FURNISS

DAS JAHR, NACHDEM DIE WELT STEHEN BLIEB

Aus dem Englischen
von Andrea O'Brien

Carl Hanser Verlag

MÄRZ

Die Ampel strahlt rot durch die verregnete Windschutzscheibe, verschwommen, klar, wieder verschwommen, im Takt der Scheibenwischer. Direkt vor uns steht der Leichenwagen. Ich sehe nicht hin.

Meine Hände fummeln herum, als wären sie kein Teil von mir, zupfen mir einen Faden aus dem Ärmel, ziehen mir den Rock über die Knie. Warum habe ich den angezogen? Er ist viel zu kurz für eine Beerdigung. Die Stille macht mir Angst, aber mir fällt nichts ein, was ich sagen könnte.

Ich riskiere einen Seitenblick auf Dads maskenhaftes Gesicht, seine starre Miene. Woran denkt er wohl gerade? An Mum? Vielleicht sucht er nach Worten, wie ich.

»Du solltest dich anschnallen«, sage ich schließlich viel zu laut.

Er zuckt zusammen und sieht mich überrascht an. Vielleicht hat er vergessen, dass ich neben ihm sitze.

»Was?«

Ich komme mir blöd vor, als hätte ich etwas Wichtiges unterbrochen.

»Dein Gurt«, murmele ich mit heißen Wangen.

»Oh. Ja.« Dann: »Danke.«

Doch ich weiß, dass meine Worte nicht zu ihm vordringen. Als lauschte er einer anderen Unterhaltung, die ich nicht hören kann. Er schnallt sich nicht an.

Wie zwei Statuen sitzen wir Seite an Seite auf der Rückbank, grau und kalt.

Wir sind gleich da, stehen schon fast vor der Kirche, als er mir die Hand auf die Schulter legt und mich ansieht. Sein Gesicht ist gezeichnet und blass.
»Ist alles in Ordnung, Pearl?«
Ich erwidere seinen Blick. Was Besseres fällt ihm wohl nicht ein.
»Ja«, sage ich schließlich.
Dann steige ich aus und gehe ohne ihn in die Kirche.

Ich habe immer gedacht, man würde irgendwie wissen, dass was Schreckliches passiert, es spüren, wie bei einem Gewitter, wenn es auf einmal so drückend und schwül ist, dass man weiß, man muss sich einen Unterschlupf suchen, wo man ausharren kann, bis das Unwetter vorbei ist.
Aber so ist es gar nicht. Es gibt keine gruselige Musik wie im Film. Keine Vorboten. Nicht mal eine einsame Elster. *Eine allein bringt Kummer*, hat Mum immer gesagt. *Schnell, wir müssen noch eine finden.*
In der Küche habe ich sie das letzte Mal gesehen, die Schürze spannte sich um ihren riesigen Bauch, um sie herum standen Kuchenformen, Rührschüsseln, Zucker und Mehl. Fast wie eine perfekte Hausfrau; nur die wüsten Beschimpfungen, mit denen sie den uralten, Rauch speienden Backofen bedachte, passten nicht recht ins Bild.
»Mum?«, fragte ich vorsichtig. »Was machst du da?«
Sie wandte sich um, das Gesicht verschwitzt, das rote Haar noch wirrer als sonst und voller Mehl.
»Tango tanzen, Pearl«, erwiderte sie schroff und wedelte mit dem Backlöffel vor meinem Gesicht herum. »Synchronschwimmen. Glocken läuten. Wonach sieht es denn aus?«
»Ich frag ja nur«, sagte ich. »Komm mal wieder runter.«
Das war ein Fehler. Mum sah aus, als würde sie gleich explodieren.

»Ich backe einen Kuchen, verdammter Scheibenkleister.«
Nur, dass sie nicht Scheibenkleister sagte.
»Du kannst doch gar nicht backen«, wandte ich ein.
Wenn Blicke töten könnten, wäre ich auf der Stelle umgefallen.
»Dieser Herd ist vom Teufel besessen.«
»Und was kann ich dafür? Du wolltest doch unbedingt in diese Bruchbude ziehen, wo nichts funktioniert. Der Herd in unserem alten Haus war völlig in Ordnung. Das Dach war dicht. Die Heizung *heizte*, statt nur zu gluckern.«
»Ist ja gut, es reicht, ich habe verstanden.« Sie inspizierte den tiefroten Streifen auf ihrer Handkante.
»Vielleicht solltest du das unter kaltes Wasser halten.«
»Ja, danke Pearl«, erwiderte sie schnippisch, »für deine tollen Ratschläge.«
Doch sie wälzte sich, Verwünschungen ausstoßend, zur Spüle.
»Sind Schwangere nicht eigentlich heiter und gelassen?«, fragte ich.
»Strahlend vor Glück und so?«
»Nein.« Sie zuckte zusammen, als das kalte Wasser auf ihre Hand traf »Sie sind eigentlich fett und haben extreme Stimmungsschwankungen.«
»Ach so.« Ich verkniff mir ein Grinsen, weil sie mir leidtat. Und weil ich mir nicht sicher war, was sie sonst mit dem Backlöffel anstellen würde.
Aus dem Flur kam ein unterdrücktes Kichern.
»Ich habe keine Ahnung, was hier so witzig sein soll«, brüllte Mum die Tür an. Dad steckte den Kopf herein.
»Hat jemand gelacht?«, fragte er mit unschuldigem Blick. »Ich wollte dich nur dafür loben, dass du deine Stimmungsschwankungen so gut im Griff hast.«
Mum funkelte ihn wütend an.

»Obwohl ich mich erinnern kann«, sagte er, nachdem er in Deckung gegangen war, »dass du das auch vorher schon prima hinbekommen hast.«
Ich fürchtete schon, sie würde gleich mit dem Topf nach ihm werfen, aber das tat sie nicht. Sie stand einfach da, mitten in der baufälligen Küche zwischen Eierschalen und Kakaopulver, und lachte, bis ihr Tränen über die Wangen liefen und keiner mehr wusste, ob sie sich amüsierte oder weinte. Dad ging zu ihr und umfasste ihre Hände.
»Setz dich erst mal hin«, sagte er und bugsierte sie auf einen Stuhl. »Ich mach dir einen Tee. Du sollst dich doch ausruhen.«
»Scheiß Hormone.« Sie wischte sich die Augen.
»Da steckt hoffentlich nicht mehr dahinter?« Mit besorgter Miene ließ sich Dad neben ihr nieder. »Geht es dir wirklich gut?«
»Jetzt mach keinen Aufstand«, sagte sie lächelnd. »Alles gut. Echt. Es ist nur – schau mich doch mal an, so dick wie ich bin, brauche ich bald eine eigene Postleitzahl. Gott weiß, wie ich in zwei Monaten aussehe. Und meine Knöchel sind geschwollen wie bei einer alten Frau. Das ist einfach nicht so angenehm.«
»Aber es lohnt sich«, sagte Dad.
»Ich weiß«, erwiderte sie, die Hände auf dem Bauch. »Für unsere kleine Rose. Dafür lohnt es sich.«
Dann saßen sie schnulzig lächelnd nebeneinander.
»Ja, klar«, bemerkte ich grinsend. »Die vielen schlaflosen Nächte, die stinkenden Windeln. Das lohnt sich total.«
Ich schnappte mir die Jacke von der Stuhllehne und wandte mich zum Gehen.
»Gehst du raus?«, fragte Mum.
»Ja, mit Molly.«
»Pearl, warte«, sagte Mum. »Komm mal her.«

Lächelnd streckte sie die Arme aus, und es war genau wie immer mit Mum. Egal, wie sehr sie ausflippte, und egal, wie sehr man sich vorgenommen hatte, ihr nicht zu verzeihen, sie wickelte einen immer wieder ein.
»Tut mir leid, mein Schatz. Ich wollte dich vorhin nicht so anschreien. Mir platzt zwar fast der Kopf, aber das hätte ich nicht an dir auslassen dürfen. Ich bin eine alte Zicke.«
Ich lächelte. »Stimmt.«
»Verzeihst du mir?«
Ich tauchte den Finger in den Schokoteig und schleckte ihn ab. Schmeckte erstaunlich gut. »Auf keinen Fall.« Dann beugte ich mich über ihren Kugelbauch und küsste sie flüchtig auf die Wange. »Leg deine Omabeine hoch. Schau dir irgendeinen Blödsinn in der Glotze an. Gönn dem armen Baby ausnahmsweise mal ein bisschen Ruhe.«
Lachend nahm sie meine Hand. »Bleib doch noch auf eine Tasse Tee.«
»Geht leider nicht. Wir wollen ins Kino. Molly hat schon Karten besorgt.« Ich drückte ihre Finger. »Man sieht sich.«
Wie falsch ich doch gelegen hatte.

In der Kirche ist es schrecklich kalt. Ich ziehe mir die Ärmel über die Hände, um sie warm zu halten, aber der Gottesdienst geht so lange, dass ich irgendwann glaube, mein Körper gefriert. Ich stelle mir vor, wie sich in meinen Adern Eiskristalle bilden. Um mich herum sind lauter weinende Menschen, aber ich fühle nichts außer der Kälte.
Nichts stimmt hier. Mum hätte das überhaupt nicht gefallen: die feierliche Musik, die dröhnende Stimme des Pfarrers. Ich höre weg. Immer noch frage ich mich, wie ich hier gelandet bin: wie die Welt einfach stehen bleiben, mein bequemes, berechenbares

Leben beenden und mich an diesem kalten, fremden Ort zurücklassen konnte.
Wenigstens ist es fast vorbei. Alle singen das letzte freudlose Lied, aber ich halte den Mund. Mit zusammengebissenen Zähnen stehe ich da, frage mich, warum ich nicht weine, und dann steigt langsam Panik in mir auf. Warum kann ich nicht weinen? Werden die Leute es merken und denken, es ist mir egal? Ich lasse meine Haare wie einen langen dunklen Vorhang vors Gesicht fallen. Der Sarg kommt an mir vorbei, lauter glänzende Metallbeschläge und Lilien mit süßlichem, intensivem Geruch. Warum Lilien? Sie sehen so steif und förmlich aus. Mum mochte Blumen, die wuchsen, wo sie wollten. Geißblatt, das rosa und gelb in Hecken wuchert. Feuerrot an Straßenrändern aufblitzende Mohnblumen.
Plötzlich spüre ich, dass sie hier ist. Ich weiß, wenn ich mich nur umdrehte, würde ich sie sehen, allein, mitten auf der hintersten Bank, und sie würde winken und breit grinsen und mir einen Luftkuss schicken, wie beim Krippenspiel, als ich fünf war. Mein Herz pocht und mir wird schwindelig. Meine Hände zittern.
Ich wende mich um.
Reihenweise Menschen mit Trauerkleidung und Grabesmienen. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, damit ich bis nach hinten sehen kann. Molly sitzt da, daneben ihre Mum mit rot geweinten Augen. Sie fängt meinen Blick auf und lächelt traurig. Ich verziehe keine Miene.
Die letzte Bank ist leer.

Wir sind wieder draußen, es hat aufgehört zu regnen. Ich stehe da, atme die feuchte, frische Luft ein und versuche nicht aufzufallen, während sich eine kleine schwarz gekleidete Gruppe um Dad schart. Eine große Frau mit einem Hut, der aussieht wie eine tote Krähe,

erzählt ihm, wie leid es ihr tue. Doch er hört nicht zu. Ich sehe, wie er die Hand in Richtung Manteltasche zu seinem Handy schiebt. Er will in der Klinik anrufen und sich nach dem Baby erkundigen, das weiß ich genau. Wenn er nicht bei ihr ist, was so gut wie nie vorkommt, ruft er praktisch stündlich an. Offensichtlich hat er panische Angst vor dem, was passieren würde, wenn er das nicht täte. Sogar jetzt, wo er ausschließlich an Mum denken sollte.
Ich trödele herum, bis die Gruppe sich den Hügel hinabbewegt, halte Abstand zu den behüteten Damen und ihrem Mitleid, schiebe die stumme Fahrt zum Friedhof auf. Als ich endlich den glänzenden schwarzen Wagen des Leichenbestatters erreiche, sitzt Dad schon drin und wartet auf mich. Ich schaue durchs Fenster hinein, aber hinter der verdunkelten Scheibe kann ich ihn nicht richtig erkennen, nur seine Silhouette, und davor mein Spiegelbild. Mein Gesicht ist verzerrt, lang und schmal. Die Augen, dicht an der Scheibe, wirken riesig. Sie sind der einzige Teil von mir, der nach Mum aussieht. Ich hätte gern ihr Haar gehabt. *Hast du eine Ahnung, wie oft ich in der Schule wegen meiner roten Haare gehänselt wurde*?, sagte sie oft. Aber ihre Augen habe ich bekommen: grün, mit dunklen Wimpern. Für einen Moment scheint es, als würde sie mich durchs Fenster hindurch ansehen.
»Ich muss noch mal zurück«, sage ich. »Habe meinen Schirm vergessen.« Dad kann mich nicht hören, aber statt das Fenster zu öffnen, antwortet er mir. Ich sehe nur, wie er auf der anderen Seite die Lippen bewegt. Sekundenlang starren wir einander hilflos an. Er könnte genauso gut auf der anderen Seite der Welt sitzen.
Wir standen uns immer so nahe, Dad und ich. Ich fand es schrecklich, wenn die Leute ihn meinen Stiefvater nannten. Seit ich denken kann, war er mein Dad. Nie hätte ich erwartet, dass sich das mal ändern würde.

Ich weiß noch genau, wann es geschah. Wir standen neben dem Brutkasten. Mum war seit zwei Stunden tot.
»Jetzt sieh sie dir nur an«, flüsterte Dad. Ich weiß nicht, ob er mit sich selbst oder mit mir sprach. Obwohl meine Hände zitterten, mir schlecht war und ich überhaupt nicht wollte, zwang ich mich hinzusehen.
Ich hatte es noch vor Augen, das Vorzeigebaby mit dem blonden Flaum und den Grübchen, so, wie ich es mir vorgestellt hatte, als Mum mir von ihrer Schwangerschaft erzählt hatte. Das Baby, für das Molly und ich winzige Schuhe, Kleidchen und plüschige Schlafanzüge mit Teddybärohren ausgesucht hatten.
Stattdessen sah ich *sie.* Da fiel mir wieder ein, wie es war, als unsere Katze Soot Junge bekam. Damals war ich fünf Jahre alt. Wochenlang war ich total aufgeregt. In der ganzen Schule hatte ich es herumerzählt, und Mum hatte mir extra ein Buch gekauft, wo drinstand, wie man sie pflegen und füttern musste. Jede Nacht sah ich mir vor dem Einschlafen die Bilder von den Kätzchen an: flauschig, die Augen weit. Dann führte Mum mich eines Tages ins Hinterzimmer und zeigte auf die geöffnete unterste Schublade unserer Kommode. Lauter blinde, hautfarbene, runzelige kleine Ratten wanden sich in ihrem Nest, und ich sah Mum entsetzt an, weil ich glaubte, es handelte sich um einen fürchterlichen Irrtum, aber sie stand nur lächelnd da, verstand gar nichts. Ich lief weinend aus dem Zimmer, weil ich die kleinen Tiere so widerlich fand.
Als ich auf die vielen Schläuche hinabblickte, auf die papierdünne, blau geäderte Haut, das knochige außerirdische Wesen in seinem Brutkasten, wurde mir klar, dass nicht der Schock mich zittern ließ. Es war keine Trauer. Es war Hass: mächtig, dunkel und furchterregend. Vor lauter Angst hatte ich das Gefühl zu fallen und wollte mich festhalten, an Dad …

Der aber beugte sich über sie, über das Rattenbaby, *den Grund für Mums Tod*, konzentrierte sich auf dieses Wesen, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt.
Da wollte ich ihm nur noch wehtun. »Du liebst sie mehr als mich, stimmt's?« Meine Stimme klang klar und kalt. »Weil …« Ich zwang mich, es auszusprechen. »Weil sie von dir ist und ich nicht.«
Das funktionierte. Er zuckte zusammen. Als hätte ich ihn geschlagen. »Wie kannst du das nur denken?« Vor Schreck waren seine Augen geweitet. Er umfasste meine Arme. »Du bist meine *Tochter.* Du weißt, dass ich niemanden lieber haben könnte als dich.«
Er hatte recht. Das *hatte* ich immer gewusst. Die biologischen Umstände hatten nie eine Rolle gespielt. Aber jetzt …
Ich löste mich aus seiner Umarmung und wandte mich ab. Was kümmerten mich seine Tränen noch?
Er liebte sie.

Stunden später fuhren wir durch die vertrauten, unwirklichen Straßen Londons nach Hause. Es war schon hell: ein verschlafener Sonntagmorgen, alle Vorhänge zugezogen. Der Himmel war blau und klar, mit Frost überzogene Dächer glitzerten im bleichen, kalten Licht der Sonne.
Dad öffnete die Haustür, und dahinter lag unser Leben, wie ein Ausstellungsstück in einem Museum: perfekt erhalten, jahrhundertealt.
Ich ging direkt in die Küche, vermied den Anblick von Mums Hausschuhen im Flur und schaute nicht zum Kühlschrank, wo das Foto von uns in Wales letzten Sommer hing.
Mitten auf dem Küchentisch stand der Schokoladenkuchen.
Völlig entgeistert starrten wir ihn an. Wie war es möglich, dass der noch hier stand? Makellos und rund und köstlich. Aus Mehl, das sie gesiebt, und Eiern, die sie geschlagen hatte.

Es war, als würde etwas in Dad zerbrechen. Ich konnte es sehen: Es geschah plötzlich, aber in Zeitlupe, unaufhaltsam wie eine Lawine. Er gab so einen seltsamen Laut von sich – ein Schluchzen oder einen Schrei, verängstigt und wütend. Dann nahm er den Kuchen und warf ihn an die Wand, wo er als zähe dunkle Masse langsam zu Boden rann.
Ich betrachtete das Bild der Zerstörung. Da zersprang auch etwas in mir.
»Den hat Mum gemacht! Sie hat ihn extra für uns gebacken!«, kreischte ich, aber es klang völlig fremd. Ich nahm Anlauf und versetzte Dad einen solchen Stoß, dass er mit erschrocken aufgerissenen Augen zurücktaumelte. Dann lief ich aus der Küche.
Plötzlich und mit einer Wucht, die mir Angst machte, wünschte ich, nicht sie, sondern er wäre tot.

In der Kirche gehe ich den Gang entlang zurück an unseren Platz. Jetzt, wo alle weg sind, wirkt es riesig hier drin. Ich knie mich hin, um meinen Schirm aufzuheben, und stecke ihn in meine Tasche. Einen Augenblick lang fühle ich mich so schwer und erschöpft, dass ich mich kaum wieder aufrichten kann. Hier ist es gemütlich. Die Stille ist nicht erdrückend wie im Wagen. Einfach nur friedlich. Ich schließe die Augen und neige den Kopf nach vorn. Nicht dass ich beten würde oder so was. Ich spüre nur die Dunkelheit, die gegen meine Lider drückt. Will nicht wieder nach draußen. Will nicht wieder mit Dad im Auto sitzen, zum Friedhof fahren, vertrocknete Sandwiches essen, die sich an den Rändern aufrollen, und mit Leuten zusammensein, die sich benehmen wie bei der Beerdigung von Granny Pam. Ich kann nicht. Ich will einfach mit geschlossenen Augen hier knien.
Aber Dad wartet draußen.

Ich raffe mich auf und wende mich um.
Und dann ist sie plötzlich da, ganz allein sitzt sie mitten auf der hintersten Bank.
Ihre Augen sind starr auf mich gerichtet, und plötzlich huscht ein fremder Ausdruck über ihr Gesicht: große Freude und tiefe Sehnsucht. Doch er verschwindet, als sich unsere Blicke treffen. Sie lächelt und erhebt sich mit ausgestreckten Armen.
Ich kann mich nicht rühren. Traue mich nicht. Jede plötzliche Bewegung könnte sie verscheuchen wie einen Vogel oder sie im Schatten verschwinden lassen. Ich wage nicht mal zu atmen.
»Ist schon gut«, sagt sie, und obwohl sie lächelt, zittert ihre Stimme. »Ich bin's nur.«
Schließlich gehe ich langsam auf sie zu. Das Klackern meiner Schuhe hallt leise in der stillen Kirche wider. Als ich die hinterste Bank erreicht habe, stelle ich mich direkt vor sie, sehe sie ganz genau an und nehme jede Einzelheit an ihr wahr: die wirren roten Locken, von einer Spange zusammengehalten, die winzigen bernsteinfarbenen Einsprengsel in ihren grünen Augen, die ausgefransten Schnürsenkel in ihren alten Baseballstiefeln.
»Was machst du hier?«, flüstere ich.
Kurz ist sie still. Dann lacht sie so laut, dass es durch die ganze Kirche schallt, bis hinauf zu den steinernen Bögen der Decke, glückliches Gelächter erfüllt den kalten Raum.
»Wir sind auf meiner *Beerdigung*, Pearl. Ist doch klar, dass ich hier bin.«
Alles dreht sich. Ich stütze mich mit der Hand auf der Bank ab. Mum ist hier. Ich sehe sie.
»Aber du bist …« Ich bringe es nicht über die Lippen.
»Tot?« Sie zieht eine komische Grimasse. »Ja, stimmt. Das ist der Nachteil, wenn man an der eigenen Trauerfeier teilnimmt.«

Erbost starre ich sie an.
»Mach dich ja nicht drüber lustig!«, herrsche ich sie an. »Wage es bloß nicht!«
Meine Wut hallt in den dunklen Gewölben wider.
Schweigend streckt sie die Hände nach mir aus, umschließt mein Gesicht und beobachtet stumm, wie meine Tränen über ihre Finger laufen. Dann zieht sie mich zu sich heran, umarmt mich fest und küsst mein Haar.
Ich kann nichts sagen. Heftiges Schluchzen steigt mir aus tiefster Seele hervor und lässt meinen Körper erbeben. Auch als die Tränen versiegt sind, schmiege ich mich fest an sie. Ich weiß, dass dies nicht wahr sein kann, aber es ist mir egal. Irgendwie ist sie da. Ich atme sie, ihren warmen, vertrauten Duft.
»Wie?«, frage ich, aber sie schweigt. Ich wiederhole das Wort nicht. Fragen könnten den Bann brechen. Außerdem will ich es gar nicht wissen. Wahrscheinlich bin ich verrückt geworden. Oder ich träume, und wenn ich zu intensiv darüber nachdenke, wache ich auf.
Ist mir egal. Völlig schnuppe. Sie ist hier.
Doch dann stoße ich sie weg.
»Warum hast du den Termin mit der Hebamme verpasst? Sie hätten gemerkt, dass was nicht stimmt, wenn du gegangen wärst. Sie hätten Tests gemacht. Wieso hast du niemandem erzählt, dass es dir nicht gut ging?«
Sie zuckt ungeduldig die Achseln. »Es waren doch nur Kopfschmerzen. Ich wusste nicht, dass es was Ernstes war.«
Ich sehe sie an, und wieder laufen mir Tränen über die Wangen. »Du hast dich nicht mal verabschiedet.«
»Ich weiß.«
Das sagt sie leise, und plötzlich bekomme ich Angst.
»Bist du deswegen hier? Um dich zu verabschieden?«

Sie schweigt, lächelt nur ein wenig. Es wirkt traurig. Dann lässt sie sich auf die Bank fallen, als hätte sie plötzlich keine Kraft mehr.
»O Pearl, es tut mir so leid. So ein verdammter Scheiß.«
»*Mum!*«
»Was?«
»Wir sind in einer Kirche!«
»Ja, genau, dazu wollte ich auch noch was sagen. Wer ist auf die bekloppte Idee gekommen, wegen mir einen kompletten Trauergottesdienst abzuhalten? Das hörte ja überhaupt nicht mehr auf. Am Schluss hat sich bestimmt jeder gewünscht, er läge statt mir im Sarg.«
»Na ja, Granny hat gemeint …«
Mum verdreht die Augen. »Ach«, sagt sie. »*Klar,* das hätte ich mir auch denken können. Sie muss sich in alles einmischen, wie üblich. Du weißt ja, wie sie ist.«
Ich zucke die Achseln. Granny habe ich das letzte Mal gesehen, als ich noch klein war, deshalb kann ich mich kaum noch an sie erinnern. Mum und sie haben sich nicht gerade blendend verstanden. Dad hat zwar ab und zu mit ihr telefoniert, wenn Mum nicht zu Hause war, aber Mum hat immer so getan, als wüsste sie nichts von diesen regelmäßigen Kontakten. »Dad hat gesagt, dass sie völlig aufgelöst ist …«
»Ach tatsächlich, ist sie das? Mir fällt nur auf, dass sie es nicht mal für nötig gehalten hat, zu meiner Trauerfeier zu erscheinen. Ich nehme an, sie hatte Wichtigeres zu tun. Pilates-Stunde, hab ich recht? Ihre wöchentliche Maniküre? Oder hat es sich nicht gelohnt, wegen meiner Beerdigung so viel Geld für ein Zugticket von Schottland nach London auszugeben?«
Ich mustere sie erstaunt. Sie ist tot. Sie ist hier. Und sie wettert immer noch gegen Granny.

»Mum …« Die Schimpftirade, die sie gleich vom Stapel lassen wird, habe ich schon zigmal gehört, doch sie kennt kein Pardon.
»Sie hat mich nie gemocht, Pearl. Nie war ich gut genug für ihren teuren Herrn Sohn. Schrecklich, eine Alleinerziehende mit einem quengelnden, rotznasigen Gör …«
»Entschuldige mal, du sprichst da gerade von *mir*.«
»… die sich einfach ihren kleinen Liebling unter den Nagel reißt. Wahrscheinlich hat sie schon den Champagner geköpft, während wir noch hier stehen.«
»Eigentlich hat Dad ihr gesagt, dass es besser wäre, wenn sie nicht käme, wegen der Dinge, die zwischen euch passiert sind. Er war sich nicht sicher, ob du das gewollt hättest. Sie hat Blumen geschickt.«
»Aha. Na gut.« Mum sieht erstaunt aus und setzt sich wieder. Ausnahmsweise fehlen ihr die Worte.
»Außerdem kannst du nicht einfach Granny die Schuld geben. Dad war auch der Meinung, dass es so besser wäre. In der Kirche, meine ich. Ich habe ihm zwar gesagt, dass du das nicht gewollt hättest, aber er hat gemeint *für alle Fälle.* Du weißt schon. Schadet ja nicht.« Ich sehe sie an, und auf einmal bin ich nicht mehr so sicher. »Oder etwa doch?«
Mum seufzt. »Es ist immer so verdammt kalt in der Kirche.« Sie schaudert, greift gedankenverloren in ihre Tasche und kramt eine Schachtel Zigaretten hervor.
»*Mum!*«
»Was? Ach ja. Klar. Kirche.« Sie zuckt die Achseln. »Wir sind hier auf meiner Beerdigung.«
Sie grinst über ihren Witz, sieht mich erwartungsvoll an, will wissen, ob ich auch lache.
Tue ich aber nicht.
»Du hast aufgehört, schon vergessen?«

Sie funkelt mich an.
»Pearl, mach mal halblang. Einer der wenigen Vorteile des Totseins besteht darin, dass man endlich nichts mehr aufgeben muss.«
Und natürlich ist sie nicht mehr schwanger. Das verdränge ich allerdings. An die Ratte will ich nicht denken, geschweige denn über sie reden. Ich will Mum für mich allein.
Sie zieht genüsslich an der Zigarette und bläst einen Rauchring. Wir sehen ihm gemeinsam hinterher, wie er nach oben schwebt, sich ausbreitet und langsam auflöst.
Wie kann sie hier sein? Die Frage schwirrt mir immer noch im Kopf herum, aber es gibt etwas Wichtigeres, das ich unbedingt wissen muss.
»Wie lang kannst du bleiben?« Ich flüstere, wage kaum, die Frage auszusprechen.
Gerade als sie mir antworten will, schlägt die Kirchentür zu. Das Krachen hallt durch den Raum. Ich fahre hoch, drehe mich um und sehe Dad.
»Jetzt komm, wir müssen los«, sagt er ungeduldig. »Wir können nicht alle warten lassen.«
Schnell wende ich mich wieder Mum zu, aber ich ahne schon, dass sie nicht mehr da ist.
»Was machst du überhaupt hier?«, fragt Dad.
»Was?« Abwesend stiere ich ihn an, seine Worte höre ich kaum. Sie ist weg. Das ist mein einziger Gedanke. Es gibt noch so vieles, was ich von ihr wissen muss. Und jetzt sehe ich sie vielleicht nie wieder.
»Warum bist du zurückgegangen?«, fragt er etwas sanfter.
Ich kämpfe mit den Tränen. »Hatte was vergessen.«
»Hast du es denn gefunden?«
»Ja«, antworte ich, dann folge ich ihm hinaus. »Ich habe es gefunden.«

Kurz bevor ich durch die Tür gehe, drehe ich mich noch einmal um und betrachte die Stelle, wo Mum gesessen hat.
Plötzlich dringt ein Lichtstrahl durch das bunte Kirchenglas über mir und malt einen Regenbogen auf den Steinboden.
Die Sonne ist herausgekommen.

APRIL

So. Ich fahr jetzt ins Krankenhaus.« Dad trinkt den letzten Schluck Kaffee und schnappt sich eine Scheibe Toast, die er vor lauter Eile im Gehen isst. »Nach der Arbeit fahre ich gleich wieder hin, es wird also spät. Rose hatte eine gute Nacht, sagen sie.«

Seine Stimme soll heiter und unbeschwert klingen, als wäre alles optimal. Aber sein Gesicht ist gezeichnet und blass. Manchmal wache ich nachts auf und höre ihn leise weinen. Dann liege ich im Dunkeln, komme mir vor, als würde ich ihn belauschen, und wünschte, ich könnte was dagegen tun. Wenn ich es erst einmal gehört habe, kann ich nicht mehr einschlafen. Solche Nächte ziehen sich ewig hin, irgendwann bin ich zwar nicht mehr richtig wach, aber auch nicht ganz eingeschlafen. Manchmal denke ich, es wird nie wieder hell und ich bin für immer allein in dieser schattenhaften Zwischenzeit gefangen.

»Willst du nicht doch mitkommen?« Jeden Tag stellt er mir dieselbe Frage, wenn er schon in der Tür steht, als würde er es eigentlich nicht wollen, aber in letzter Sekunde doch wieder einknicken. Es soll gleichgültig klingen. Ich kann ihm nicht ins Gesicht schauen, weil ich weiß, dass seine Miene etwas anderes ausdrückt. Wenn ich sehe, wie sehr er sich wünscht, dass auch ich die Ratte lieben könnte, krampft sich bei mir alles zusammen. Stattdessen stochere ich in meinen matschigen Cornflakes herum.

»Wolltest du die heute noch aufessen?«, fragt er.

Die Antwort kennt er bereits.
»Du musst essen, Pearl.« Er kann seinen Verdruss nicht verbergen, man kann ihn hören. »Ich habe schon genug am Hals, da musst du nicht auch noch …« Er unterbricht sich, aber seine Worte hängen zwischen uns in der frostigen Luft.
»Tut mir leid«, sagt er. »Verzeih mir, mein Schatz. Ich meinte nur …« Er sucht nach einem passenden Schluss, aber das ist gar nicht nötig. Ich weiß sowieso, was er meint.
»Pearl«, fleht er. »Sieh mich an.«
Doch ich betrachte lieber die vier bunten Quadrate auf der abgeplatzten Küchenwand hinter ihm. Die hat Mum vor Monaten bei unserem Einzug als Muster aufgemalt, mit Farbproben aus winzigen Behältern. Als wir das Haus das erste Mal genauer inspizierten, steckte Mum noch voller Renovierungspläne. Ständig kam sie mit Gardinen und Tapeten aus irgendwelchen Geschäften. Aber wie üblich verlor sie auch bei diesem Projekt recht bald das Interesse. Der Umzug schleppte sich einfach so lange hin, immer wieder lief irgendwas nicht wie geplant. Weil Mum sich im Vorfeld so oft am Telefon mit Notaren und Bankangestellten gestritten hatte, war sie beim Umzug schon mit ihren Kräften und ihrer Begeisterung am Ende. Mit voranschreitender Schwangerschaft machte sie der Zustand des Hauses mit den schmuddeligen alten Tapeten, den zugigen, klappernden Fenstern und dem undichten Dach nur noch reizbarer und weinerlicher.
Ich ziehe den Morgenmantel fester zu.
»Wolltest du nicht gehen?«, frage ich.
»Na gut«, seufzt Dad, zu erschöpft, die Sache weiter auszufechten. »Kümmere dich wenigstens ein bisschen um den Schulstoff. Ich weiß, es ist nicht leicht, Pearl, aber nächste Woche geht der Unterricht wieder los. Die Prüfungen sind schneller da, als du glaubst.«

Ich antworte nicht. Seit fast einem Monat gehe ich schon nicht mehr zur Schule. Weil die Osterferien direkt nach der Beerdigung anfingen, bin ich seit Mums Tod zu Hause geblieben. Wenn ich hier bin, ganz allein in meinem Unterschlupf, steht die Welt still. Die Vorstellung, wieder am normalen Alltag teilnehmen zu müssen, in einer Welt, die ohne Mum weitergeht, finde ich unerträglich. Außerdem weiß ich genau, wie es in der Schule ablaufen wird: Alle wissen Bescheid, glotzen mich an, tun aber so, als wenn nichts wäre, und flüstern hinter meinem Rücken über mich, wie bei Katie Hammond, als ihr Dad ins Gefängnis kam, oder bei Zoe Greenwood, als wir von ihrer Schwangerschaft erfuhren. Mir wird ganz schlecht, wenn ich daran denke, dass ich bald zurückmuss.
»Jetzt guck nicht so«, sagt er. »Molly kümmert sich doch um dich.«
Das hat Molly immer getan. Vorher.
»Ich gehe heute Abend auf dem Weg nach Hause noch einkaufen«, sagt Dad. »Hole uns was Leckeres. Dann essen wir eben mal später. Oder soll ich beim Imbiss vorbeifahren?«
Ich stehe auf und schaufele den Cornflakesmatsch in den Mülleimer.
»Nicht nötig«, sage ich.
»Ich will doch nur helfen«, sagt er resigniert, und plötzlich verschlägt es mir vor Wut so dermaßen den Atem, dass ich mich abwenden muss. Ich kralle mich an der Spüle fest und blicke aus dem Fenster auf die graugrüne Wildnis im Garten.
»Wie willst du das bitte bewerkstelligen? Wie soll das wohl gehen?«
Die Worte scheuern schmerzhaft an meiner Kehle. Von allen Leuten sollte, *muss* er am besten wissen, wie leer und sinnlos ein solcher Ausspruch ist.
Aber als ich mich umdrehe, ist er schon gegangen.

Statt mich zu freuen, dass er weg ist und ich endlich allein bin, fühle ich mich schutzlos und schwach. Die Stille und Leere des Hauses, jedes einzelnen, schäbigen Zimmers, lasten bleischwer auf mir. Nichts lenkt mich mehr von meiner nervösen Übelkeit ab. Ich schalte das Radio ein. Koche Wasser und brühe Tee auf, den ich nicht trinke. Zwinge mich zu duschen und spüre, wie die heißen Wasserspitzen auf mein Gesicht treffen. Ziehe die Klamotten von gestern an. Aber nichts funktioniert: Obwohl ich es nicht will, warte ich die ganze Zeit auf sie.

Seit der Beerdigung sind schon fast drei Wochen vergangen, aber sie lässt sich nicht blicken: kein Huschen oder Flüstern, kein Zeichen, dass sie vielleicht da war, als ich nicht hingesehen habe. Manchmal lasse ich die Türen offen stehen, vielleicht schließt sie sie dann. Fenster auch. Sie hatte schon immer was gegen Zugluft. Aber dann regt Dad sich auf. *Meine Güte, Pearl, was soll das? Dieses Haus ist schon kalt genug, da musst du nicht noch nachhelfen.*

Einmal, als Dad in der Klinik übernachten musste, habe ich im Schrank unter dem Waschbecken ihr Parfüm gefunden, mich aufs Bett gesetzt und es im Zimmer versprüht, weil ich hoffte, sie so heraufzubeschwören. Ich schloss die Augen und beim Einatmen ihres Duftes glaubte ich fast, sie sei zurückgekommen. Wenn ich die Augen öffnete, würde sie vor mir stehen und sagen: *Sprüh das hier nicht so rum, das war verdammt teuer!* Aber sie war nicht da, und als ich das Parfüm roch, tat es in mir drin so weh, dass ich kaum atmen konnte, und ich musste die Augen wieder schließen, sonst wären mir die Tränen runtergelaufen.

Zur Kirche bin ich auch zurückgegangen. Ich dachte, wenn ich mich an dieselbe Stelle knie, den Kopf nach vorn neige und die Augen schließe, muss sie doch wiederkommen. Aber die Kirche war verschlossen. Eine Frau mit Kopftuch kam schließlich mit dem

Schlüssel herbei und erzählte mir, sie müsse die Blumendekoration für eine Hochzeit am folgenden Tag herrichten. Ob ich reinkommen wolle? Ich schüttelte nur den Kopf. Wieso war ich gekommen? Das war dumm. Natürlich war sie nicht dort. Was hatte ich mir dabei gedacht? Und trotzdem, als die Frau mit schwarz behandschuhten Fingern die Tür aufschob, spähte ich hinein, vielleicht würde sich ja doch was im Schatten bewegen, oder ich würde verräterischen Zigarettenrauch sehen. Ich kann nicht anders. Egal, wie oft ich mir sage, dass sie nicht wiederkommt und ich es mir nur eingebildet habe oder verrückt bin. Ich warte die ganze Zeit auf sie.

Als ich die Treppe hinabsteige, vorsichtig, weil ich nicht an den Teppichnägeln hängen bleiben will, höre ich ein Rascheln im kleinen Zimmer neben meinem. Stocksteif bleibe ich stehen. In diesem Zimmer wollte Mum sich ihr Büro einrichten. Kurz verharre ich reglos und mit kribbelnden Handflächen am Fleck und lausche in die Stille. Da ist es wieder! Mit pochendem Herzen flitze ich nach oben.

»Mum?«

Ich strecke eine zitternde Hand aus und öffne die Tür, doch das Zimmer ist leer, bis auf Mums Schreibtisch, ihren Stuhl und mehrere noch verschlossene Umzugskartons mit der Aufschrift »Stellas Büro« in Mums typischer Klaue.

Laut schnurrend kommt Soot hinter einem Karton hervor.

»Du warst das«, sage ich. Sie schlendert auf mich zu und windet sich um meine Beine. Trotz meiner Enttäuschung setze ich mich auf den Stuhl und hole sie mir auf den Schoß.

Wir wohnen nun schon seit mehr als vier Monaten hier, aber das Haus fühlt sich immer noch fremd an. Überall stehen Umzugskartons, genau dort, wo die Möbelpacker sie an dem eiskalten Tag unseres Einzugs ein paar Wochen vor Weihnachten ungeduldig abge-

stellt haben. Die wichtigsten Dinge haben wir ausgepackt: Töpfe, Geschirr, Bettdecken und Wecker. Aber Mum hat gemeint, es lohnte sich nicht, alles auszupacken, bevor das Haus nicht eingerichtet und ein bisschen renoviert ist. Deshalb ist der Rest unseres alten Lebens immer noch sicher in Kartons verstaut, wo ihn keiner sieht. In ihrer Kahlheit offenbaren die Zimmer umso deutlicher, wie schäbig und deprimierend sie sind. Hier sieht es aus, als läge die letzte Renovierung schon Ewigkeiten zurück.

»Du übertreibst mal wieder maßlos«, hat Mum gesagt, als ich bei unserer ersten Besichtigung im Spätsommer meine Meinung zum Besten gab. »Es braucht nur ein bisschen Liebe und Fleiß.«

»Und zwanzigtausend Flocken, die wir draufzahlen müssen«, murmelte Dad . »Auf keinen Fall …«

Aber Mum lachte nur, küsste ihn auf die Wange und sagte: »Du wirst schon sehen.« Und während wir von einem düsteren Zimmer ins nächste marschierten, verwandelte sie jedes einzelne, stellte sich Schmucktapeten und Samtkissen vor, Parkettböden und Orientteppiche, knisternde Kaminfeuer und Soot, die warm und wohlig davor ausgestreckt von Mäusen träumte.

»Wieso träumt?«, fragte Dad. »Ich wette, hier wimmelt's nur so von Mäusen.«

Aber der Makler war beeindruckt. »Meine Güte«, sagte er. »Sie sollten meinen Job übernehmen. Wollen Sie vielleicht zur nächsten Besichtigung mitkommen?«

Am Ende hat sie es nur geschafft, das Kinderzimmer zu renovieren. Es sollte perfekt sein, das war Mum ganz wichtig. Sie hat das Parkett abgeschliffen und neu eingelassen. Alte Farbe hat sie abgetragen und alles glänzend weiß überstrichen. Die schimmelige Tapete hat sie eigenhändig abgerissen. Wenn sie oben auf der wackeligen Leiter balancierte, stand Dad oft besorgt in der Tür und bat: »Lass mich das

machen«, aber sie wollte nicht. Oft hat sie laut geflucht, unzählige Male hat es gekracht und gescheppert, aber sie hat alles geschafft. Die neue Tapete hatte die Farbe von Glockenblumen. Das Zimmer dekorierte sie mit Mobiles und Lichterketten, und sie setzte sich sogar an Granny Pams alte Nähmaschine, um einen neuen Vorhang zu nähen.

»Ich wusste gar nicht, dass du nähen kannst!«, rief ich.

»Klar kann ich das«, erwiderte sie. »Auf der Kunstschule habe ich sogar meine Klamotten selbst gemacht.« Ich war so baff, als hätte sie mir erzählt, sie könne in der Luft schweben. Doch Mum lächelte nur und sagte: »In mir steckt mehr, als du denkst, Pearl.«

Dieses Zimmer sieht aus, als gehörte es zu einem anderen Haus, in ein Paralleluniversum, wo alles anders gekommen ist. Wenn man es betritt, kommt man sich vor wie beim *Zauberer von Oz*, auf einmal wird alles bunt, was vorher schwarz-weiß war.

Nicht dass wir es jetzt noch betreten würden. Die Tür – glänzend weiß lackiert – bleibt zu.

Mein Handy surrt. Ich weiß, dass es Molly ist. Jeden Tag ruft sie an oder schickt SMS, will wissen, wie es mir geht, will sich unbedingt mit mir treffen. Aber ich drücke sie weg. Wieso, weiß ich nicht. Eigentlich sollte ich sie treffen wollen. Sie war immer für mich da, schon als wir zusammen in die erste Klasse gingen.

Ich lese die SMS: *Treffen morgen? Hoffe, es geht dir ok. xxx.*

Bestimmt will sie mit mir reden, über Mum und das Baby. Aber das von Mum kann ich ihr nicht erzählen. Sonst hält sie mich für verrückt. Und das mit der Ratte versteht sie nicht. Molly steht total auf Babys. Wir haben uns so lange Babysachen angeschaut und uns Namen ausgedacht …

Ich will nicht reden. Nicht mit Molly. Mit niemandem. Außer Mum. Aber ich weiß, dass Molly gekränkt ist, wenn ich nicht antworte,

außerdem fängt nächste Woche die Schule wieder an. Ich kann mich nicht ewig hier verstecken. *OK*, tippe ich, doch dann bleibt mein Daumen über der Senden-Taste stehen. Vielleicht später. Das Handy schiebe ich wieder in die Tasche.

Soot springt mit vorwurfsvollem Blick von meinem Schoß auf einen Karton mit der Aufschrift »Stellas Büro (persönlich)«, wo sie sich extra eine Mulde gescheuert hat. *Persönlich*. Was da wohl drin ist? Dann fällt mir die Sache mit dem Parfum wieder ein, und ich weiß, dass ich diesen Karton nicht öffnen sollte.

Ich trete ans Fenster. Die angegrauten Netzgardinen, zurückgelassen von den Vorbesitzern, einem älteren Paar, hängen noch immer davor. Mum fand sie schrecklich, aber mir gefällt es, wenn alles verschwimmt und verwischt und die klaren Umrisse verschwinden, wenn man durch sie hinausschaut. Ich ziehe sie kurz zurück, und plötzlich ist alles grell und deutlich: die blassrosa Blüten, die sich gerade an den Kirschbäumen in unserer Straße entfalten, die vorbeidonnernden Busse mit den Ritzgraffiti auf den Scheiben. Die ältere Dame von nebenan beugt sich in ihrem Vorgarten über das Blumenbeet. Ich sehe, wie sie beim Aufrichten das Gesicht vor Schmerzen verzieht, ihren Rücken strafft und mich am Fenster entdeckt. Sie lächelt und winkt mir freundlich mit der Gartenschere zu. Ich lasse die Netzgardine wieder zufallen.

Dad ist jetzt wohl schon in der Klinik. Ich stelle mir vor, wie er durch die grässlichen grünen Flure hastet, an die ich mich noch so gut erinnern kann, um möglichst schnell bei *ihr* zu sein. Was macht er da die ganze Zeit, Tag für Tag? Dahocken und die Ratte anglotzen? Spricht er mit ihr, erzählt er ihr was?

»Mum?«, frage ich ein letztes Mal. »Bist du da?« Aber ich höre nur die Katze schnurren und einen Auto-Alarm irgendwo auf der Straße.

Es regnet so heftig, dass ich zu meinem Treffen mit Molly den Bus nehmen muss. An der Bushaltestelle merke ich, dass ich eigentlich gar keine Lust habe. Vielleicht sollte ich ihr eine SMS schreiben, dass ich es nicht schaffe. Doch dann kommt der Bus, der alte Mann vor mir sagt: »Nach dir, meine Liebe«, und schiebt mich hinein, und das war's dann.

Zuerst ist der Bus noch ziemlich leer, aber an jeder Haltestelle wird es voller, die Luft ist stickig und feucht. Eine dicke, mit unzähligen Tüten bepackte Frau setzt sich neben mich und drängt mich ans Fenster. Von ihren nassen Einkaufstüten wird meine Jeans klamm und kalt.

Ich denke an mein letztes Treffen mit Molly, erinnere mich, wie wir an jenem Tag aus dem dunklen Kino ins grelle Licht des Nachtmittags gestolpert sind. Das ist erst ein paar Wochen her. *Seltsam*, sagte ich, als ich mein Handy einschaltete. *Ich habe fünfzehn Anrufe von Dad. Was soll das? Er wusste doch, dass wir einen Film anschauen …*

Die Scheiben im Bus sind so beschlagen, dass ich mir vorkomme wie in einer Höhle, und mir wird auf einmal alles zu eng. Mit dem Finger rubble ich ein Kästchen frei, durch das ich die verregnete Straße sehen kann. Die Arztpraxis, die Pommesbude, die Tankstelle. Unfassbar, aber alles ist noch genauso, wie es schon immer gewesen ist, mein ganzes Leben lang.

Der Bus fährt an der Straße vorbei, wo ich mal gewohnt habe. An der Ecke plantscht ein kleiner Junge mit gelben Gummistiefeln in der Pfütze herum, seine Mum hält ihn an der Hand. Durch das fast schon wieder angelaufene Loch schaue ich ihnen zu. Dabei sehe ich eine dunkle Gestalt mit Regenschirm in unsere alte Straße einbiegen. Mum? Ja! War das nicht ihr rotes Haar, das ich gerade noch erkannt habe, bevor sie aus meinem Sichtfeld verschwand? Plötzlich bin ich ganz sicher. Das muss sie gewesen sein. Ich weiß es genau.

»Ich muss hier raus!«, blaffe ich die Dicke neben mir an, springe auf, drücke den Knopf und klettere über ihre Tüten, woraufhin sie missbilligend mit der Zunge schnalzt.
»Pass doch auf«, sagt sie, während ich schon zur Tür haste, »da sind Eier drin.«
Draußen gießt es immer noch in Strömen. Ich habe keinen Schirm und bin bereits völlig durchnässt. Bevor ich noch über die Straße hechte, hupt mich schon jemand an. Mir egal. Ich flitze um die Ecke, die Straße hinunter, und als ich die dunkle Gestalt entdecke, sprinte ich los.
»Mum!«, rufe ich, aber sie ist zu weit weg. Ich bin völlig aus der Puste, hole aber auf. »Mum, ich bin's!«, rufe ich erneut, während die Gestalt sich umdreht, um die Straße zu überqueren …
… und ich feststelle, dass sie ein Mann ist. Viel größer als Mum. Kein rotes Haar. Wie konnte ich mich nur so täuschen?
Wie peinlich! Brennende Scham überfällt mich, ich verlangsame den Schritt und versuche, wieder zu Atem zu kommen. Wie dämlich! Was, wenn mich jemand gesehen hat? Die halten mich doch für verrückt. Und was noch schlimmer ist – bei dem Gedanken krampft sich mein Magen zusammen –, sie könnten recht haben. Was ist los mit mir? Verliere ich tatsächlich den Verstand? Früher sind immer wieder Leute vor lauter Kummer verrückt geworden, bei Shakespeare und so. Vielleicht passiert mir das auch gerade.
Ich blicke mich um und stelle fest, dass ich direkt vor der Nummer sechzehn stehen geblieben bin, einem Reihenhaus, das sich nicht unterscheidet von denen, die rechts und links davon stehen. Es sieht nicht mehr aus wie unser Haus. Unser Umzug ist gerade mal ein paar Monate her, doch die Haustür ist jetzt weiß und der kleine Vorgarten zugepflastert. Unsere Spuren sind ausgelöscht.
Der Regen klatscht mir die Haare an den Kopf und tropft mir von

den Wimpern. Aus dem Erkerfenster starrt mich mein Spiegelbild an: ein Geistermädchen. Manchmal, wenn ich nicht schlafen kann und die schattenhafte, unwirkliche Zeit der Nacht anbricht, ist mir, als hätte ich mich irgendwie von meinem wahren Ich getrennt, damals im winterlichen Sonnenlicht vor dem Kino, als ich Dads Nachricht abhörte und sich alles veränderte. Dieses Ich lebt in meinem wahren Leben mit Mum und dem perfekten, hübschen Baby, das meine Schwester sein sollte. Und ich bin hier mit der Ratte gefangen und komme nicht mehr raus.
Das Geistermädchen im Fenster beäugt mich, Wasser rinnt ihm übers Gesicht. Ich wende mich ab und gehe langsam die Straße entlang zurück.